

Kohlhammer
Urban

-Taschenbücher



Hansmartin Schwarzmaier

Baden

Dynastie – Land – Staat

Kohlhammer
Urban
-Taschenbücher

Band 607

Hansmartin Schwarzmaier

Baden

Dynastie – Land – Staat

Verlag W. Kohlhammer

Alle Rechte vorbehalten
© 2005 W. Kohlhammer GmbH
Stuttgart Berlin Köln
Verlagsort: Stuttgart
Umschlag: Data Images GmbH
Gesamtherstellung:
W. Kohlhammer Druckerei GmbH + Co. KG, Stuttgart
Printed in Germany

ISBN 3-17-018551-9

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Einleitung: Baden als Thema der Geschichtsschreibung . . .	9
Die Landschaft und ihre Grenzen in früher Zeit.	15
Zähringen und Baden. Aus gemeinsamen Anfängen zu getrennten Wegen	24
1. Die Erforschung des Hauses Baden als Zähringergeschichte	24
2. Die Vorfahren des Hauses Baden-Zähringen.	30
3. Hermann, Berthold und der Investiturstreit in Schwaben	37
4. Der Friedensschluss und die Friedensverträge	49
Königsnähe: Die Markgrafen von Baden in staufischer Zeit.	55
Der große Markgraf: Hermann V. und sein Erbe	68
Herrschaftsausbau im Land zwischen Rhein und Nordschwarzwald nach dem Ende des staufischen Hauses. . .	87
Die Organisation des badischen Herrschaftsgebietes und die Machtpolitik der Markgrafen im 15. Jahrhundert	101
Die Katastrophe des badischen Hauses und Landes im Zeitalter der Glaubensspaltung	117
Tod und Elend, verbrannte Erde und entvölkertes Land: Der Dreißigjährige Krieg und seine Folgen	128
Neuer Krieg: Frankreich am Oberrhein.	138
Barocke Kultur am Oberrhein und die Wiedergewinnung der Einheit	148
Im Zeichen Napoleons. Die Umgestaltung Deutschlands und die Entstehung des modernen badischen Staats	162
Baden in neuen Grenzen, oder: Die neuen Länder	176

Die Organisation des neuen Staates.	193
1. Baden nach Karl Friedrich.	193
2. Die Landesverwaltung	198
3. Die badische Verfassung	203
4. Die Kirchen im neuen Staat	205
5. Die Universitäten zwischen Bildungsangebot und wirtschaftlicher Innovation	212
Vom Vormärz zur Revolution	216
Badens liberale Ära und sein Weg im Deutschen Reich. . .	231
Baden und die beiden Weltkriege.	248
Baden nach dem Krieg: Neubeginn in Not und Elend. . . .	258
Stammtafeln	265
Anmerkungen	269
Ausgewählte Quellen und Literatur	284
Abkürzungen.	284
Zusammenfassende Darstellungen zur badischen Geschichte.	284
Ausstellungskataloge.	285
Sammelbände	285
Abhandlungen	286
Personenverzeichnis.	289
Ortsverzeichnis	300

Vorwort

Dieses Buch über „Baden“ erwuchs aus dreißigjähriger Arbeit im Generallandesarchiv Karlsruhe, dem Quellenarsenal der badischen Geschichte. Fast alles, was zu diesem Thema geschrieben wurde, ist dort entstanden, und die Wissenschaftler, die sich mit geschichtlichen Themen befassen, schöpften aus dem reichen Material, das nunmehr seit zwei Jahrhunderten der Forschung zugänglich ist, seit genau einhundert Jahren in dem Karlsruher Archivgebäude in der Nördlichen Hildapromenade. Diese Arbeiten beobachten und begleiten zu dürfen, im Gespräch mit den Benutzern des Hauses, bedeutet für den Archivar eine große Bereicherung, die ihn zu eigener Forschung anregt. Das im Generallandesarchiv seit mehr als 150 Jahren herausgegebene Organ der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins“ erschloß die Ergebnisse dieser Forschungen einer breiteren Leserschaft. Die Chance, die Fragen der eigenen Zeit in eine Gesamtdarstellung einfließen zu lassen, wurde von vielen Archivaren dieses Hauses, von Joseph Bader und Franz Joseph Mone bis zu Albert Krieger und Friedrich v. Weech, immer wieder genutzt. Der Vf. dieses Buches konnte zudem seine eigenen Forschungen über Jahrzehnte hinweg im Rahmen der „Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein“ in Karlsruhe betreiben und im Gespräch vertiefen. Auf ihre Publikationsreihe „Oberrheinische Studien“ möchte er besonders hinweisen, da sie den gesamten Zeitraum des vorliegenden Buches abdeckt, zuletzt (2005) in Band 24 der Reihe mit dem Titel „Das Land am mittleren Neckar zwischen Baden und Württemberg“. Die Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft, die der Vf. selbst von 1975–1985 geleitet hat, Alfons Schäfer †, Kurt Andermann, Johannes Gut † und Konrad Krimm, sollen in Dankbarkeit genannt werden.

Maßgeblich für die Fragen nach einer übergreifenden landesgeschichtlichen Darstellung wurde für den Vf. die Arbeit an dem „Handbuch der baden-württembergischen Geschichte“, einem monumentalen Sammelwerk zur Geschichte eines modernen Bundeslandes. Sie hatte auszugehen von den Räumen, in denen sich Geschichte abspielte. Baden-Württemberg, seit 1952 bestehend, war der Orientierungsrahmen für alle in diesem Werk abgehandelten geschichtlichen Bezüge, erwies sich jedoch als wenig nützlich, wenn es darum ging, Ereignisse darzustellen, die sich in früheren

geschichtlichen Räumen abgepielt hatten. Im Rahmen dieses Werks beschäftigte sich der Vf. mit der badischen Geschichte, und sie bot ihm eine Fülle von Erkenntnissen. Sie heute, fünfzig Jahre nach dem Ende Badens, neu zu schreiben, besitzt einen besonderen Reiz. Er liegt in der heutigen Sicht der Dinge, der Frage nach Hei- mats- und Traditionspflege in einem im Bewusstsein der Menschen nicht erloschenen Land. Aber er liegt auch in der historischen und landeshistorischen Forschung. Sie hat gerade in jüngster Zeit große Fortschritte erzielt und konnte eine Fülle von Ergebnissen im Gro- ßen wie im Kleinen vorlegen, die viele neue Gesichtspunkte enthal- ten. Zu den Erkenntnissen von Verfassungs- und Sozialgeschichte treten im fortschreitenden Maße solche der Alltagsgeschichte, untermauert mit den methodischen Ansätzen der Archäologie, die unser Bild der Geschichte grundlegend verändert haben.

Eine Geschichte wie die vorliegende fußt auf den Arbeiten ihrer Vorgänger und ist ihnen zu Dank verpflichtet, gerade dort, wo sie um der Kürze einer Darstellung im Überblick willen nicht jedes Detailergebnis aufnehmen und zitieren konnte. Dies lässt sich in dem genannten Handbuch nachvollziehen, und der Vf. weiß sich vielen Wissenschaftlern verbunden, die daran mitgearbeitet und mit ihm diskutiert haben, insbesondere Volker Press († 1993) und Mein- rad Schaab († 2000). Hervorheben möchte er vor allem die Profes- soren und Kollegen Hans Fenske, Hagen Keller, Dieter Mertens, Paul Sauer und Thomas Zotz.

Ein großer Forscher darf nicht unerwähnt bleiben, wenn es um die Geschichte der Zähringer und der Markgrafen von Baden geht, Karl Schmid in Freiburg († 1993). Ihm weiß sich der Vf. tief und in Dankbarkeit verbunden. Das vorliegende Buch entstand mit freundlicher Förderung und kundiger Mithilfe von Dr. Alexander Schweickert vom Verlag W. Kohlhammer. Dabei erfuhr ich den freundschaftlichen Rat von Friedrich P. Kahlenberg in Koblenz. Doch vor allem danke ich meiner Frau, die dieses Buch mitgedacht und in allen seinen Phasen mitgelesen hat. Ohne ihre kompetente Hilfe wäre sein Erscheinen nicht möglich geworden. Sie tat dies auch im Gedenken an ihren Vater Dr. Ludwig Klein, gebürtigen Karlsruher, Gymnasialprofessor in Freiburg, einen Badener aus Überzeugung und Kulturbewusstsein.

Karlsruhe, im Juni 2005

Hansmartin Schwarzmaier

Einleitung:

Baden als Thema der Geschichtsschreibung

Baden: Das ist eine Stadt an der Oos, einem Flüsschen, das im nördlichen Schwarzwald entspringt, sich aus einem eng eingeschnittenen Tal in die Rheinebene ergießt und bei Rastatt in den Rhein einmündet. Der Ort selbst, zur Unterscheidung von anderen Baden-Orten seit dem 19. Jahrhundert Baden-Baden genannt, liegt in einer Verbreiterung des Tals am Austritt der Oos aus dem Schwarzwald, wo, bereits in der Ebene, eine alte Römerstraße in nord-südlicher Richtung eine der großen rechtsrheinischen Verkehrsadern bildet, die das Oberrheingebiet durchzieht. So war auch der Ort Baden – Aquae – wie viele andere gleichnamige Orte in römischer Zeit wegen seiner heißen Quellen entdeckt und als Bäderort ausgebaut worden, darüber hinaus im ersten nachchristlichen Jahrhundert als ein bedeutender Siedlungsplatz bekannt und bildete vielleicht als „civitas“, als Stadt, den Verwaltungsmittelpunkt eines größeren römischen Bezirks¹. Der auf die Bäder verweisende lateinische Name blieb dem Ort erhalten, als sich die Römer auf das linksrheinische Gebiet zurückzogen, als germanische Siedler, Franken und Alemanen, nachrückten und andersartige, nicht auf Städte gegründete Formen eigener Besiedelung schufen. Doch scheint es, daß die römischen Bauten, insbesondere die Thermenanlagen, noch lange als gewaltige steinerne Monumente sichtbar blieben, ebenso wie die Grabbauten und Meilensteine aus römischer Zeit, und auch im frühen Mittelalter mit einer gewissen Ehrfurcht bestaunt wurden. Kein Wunder, daß das Kloster Weissenburg am Nordrand des heutigen Elsass, dessen Grundherrschaft im 8. und 9. Jahrhundert auch das gegenüberliegende rechtsrheinische Gebiet überdeckte, daß das Bistum Speyer, zu dessen Diözese, seinem geistlichem Sprengel Baden-Baden schon in dieser frühen Zeit gehörte, den Ort für sich in Anspruch nehmen und seine Bäder nutzen konnten².

Dies ist aus „badischer“ Sicht Vorgeschichte. Die Siedlung Baden-Baden besitzt ihre eigene Kontinuität und bildet einen der ältesten, durch schriftliche Belege und durch archäologische Zeugnisse nachgewiesenen Siedlungsplätze im deutschen Südwesten. Ihre ersten Nennungen in mittelalterlichen Urkunden (712) sind wiederum außergewöhnlich früh, auch wenn man in ihnen Fälschungen aus Kloster Weissenburg erkannt hat. Doch beweisen sie auf jeden

Fall die Existenz des Ortes und seiner Bäder in merowingischer und karolingischer Zeit. Im Jahr 856 ist dann von den *aquae calidae que dicuntur balnei*, also den die Badanlagen speisenden warmen Quellen die Rede, und noch ein Jahrhundert später, in einer Urkunde von 987, erscheint erstmals der deutsche Name „Badon“. Er wird von da an kontinuierlich genannt und steht ein Jahrhundert später in Verbindung mit den Markgrafen dieses Namens. Zur Stadt im mittelalterlichen Rechtssinne entwickelte sich Baden-Baden in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Der früheste Beleg stammt aus dem Jahr 1256, und seitdem lässt sich für Baden-Baden eine eigene, städtische Geschichte schreiben³. Doch seit der Ort mit dem Geschlecht der Markgrafen verbunden ist, bildet Baden-Baden zugleich eine konstante Größe in der „badischen Geschichte“.

Dies führt zu einem zweiten Schritt, und mit ihm setzt auch die eigentliche Geschichte Badens ein. Es geht um jene fürstliche Familie des Hochmittelalters, die sich nach Baden nannte und die diesen Namen als „Haus Baden“ über 900 Jahre lang kontinuierlich führte, bis auf den heutigen Tag und durch alle Veränderungen der Zeiten hindurch. Im ausgehenden 11. Jahrhundert wurde oberhalb von Baden-Baden, hoch über der Siedlung bei den Bädern, in der Felsenlandschaft des Battert, eine ansehnliche Burg errichtet⁴. Auch diese erhielt ihren Namen nach dem Ort Baden, man bezeichnete sie gelegentlich auch als Hohenbaden, und ihre Erbauer gaben sich nach dieser Burg den Namen „Markgrafen von Baden“. Die Burg wurde danach stets dem Zeitstil angepasst, wurde erweitert, als Wehranlage modernisiert und mit größerem Wohnkomfort ausgestattet. Sie blieb das Wahrzeichen und der Stammsitz der markgräflichen Familie, ehe diese, im 15. Jahrhundert, am höchsten Punkt der Stadt, aber tief unter der Höhenburg, ein neues Schloß errichten ließ. Die Einheit von Fürstenfamilie und Stadt wurde in diesen Bauten sinnfällig, und so steht es auch in den Quellen: *alt und nuwe schloß, burge und stette* (1453)⁵. Beide Burgen blieben auch bestehen, als Baden-Baden seinen Residenzcharakter einbüßte, als andere Orte an seine Stelle traten. Denn Stadt und Burg gehörten weiterhin zum Selbstverständnis der badischen Familie, ebenso wie ihr Wappen, der rote Schrägbalken in Gold, und ihre Grablegen in den Kloster- und Stiftskirchen in Backnang, Lichtenthal, Baden-Baden und Pforzheim und schließlich in Karlsruhe, ebenso wie ihre Hausverträge und ihre von den Haus- und Hofgenealogen erstellten Stammbäume und Ahnentafeln. Darin spiegelt sich ihr Wissen um die eigene Vorfahrenschaft, die Geschichte des Hauses, soweit sich diese erforschen ließ oder sich im Bewusstsein der Lebenden erhalten hatte. Dies alles

sind typische Kennzeichen des mittelalterlichen Adels, der zu allen Zeiten den Versuch unternahm, die Geschichte des eigenen Hauses darzustellen und damit vor allem seine Vornehmheit und seinen Herrschaftsanspruch zu dokumentieren.

So bemühten sich auch die Markgrafen von Baden, ihre eigene Hausgeschichte zu erforschen und zu schreiben. Diese hatte inzwischen, in der Neuzeit, eine Erweiterung erfahren. Aus der Burg Baden wurde die Herrschaft der Herren auf Baden, und aus der Herrschaft ein sich abrundender, endlich sogar geschlossener Territorialbesitz, der sich zum „Land Baden“ entwickelte. Dieser Vorgang verläuft in Stufen. Adelige Herrschaft besteht im Mittelalter aus Eigenbesitz – so genanntem Allod –, aus königlichem und fürstlichem Lehengut und aus Kirchenlehen, die daran hängenden dinglichen und personellen Rechte immer eingeschlossen. „Herrschaftspolitik“ des mittelalterlichen Adels bedeutet ständigen Besitzerwerb und Besitzverlust mit dem Bestreben, das Ererbte festzuhalten, das Verlorene wiederzugewinnen. Man erwirbt Besitz im Königs- und Fürstendienst, der stets mit Lehensvergabe verbunden war, ferner durch Zukauf, vor allem aber durch die Heirat von reichen Töchtern, die eine große Mitgift erhielten oder die das Erbe ihres vom Aussterben bedrohten elterlichen Hauses an ihren Ehemann und ihre eigenen Kinder weiter reichten. Man verliert Besitz durch die Aufteilung der Güter unter die Nachkommen, durch die dem Standesbewusstsein entsprechende reiche Aussteuer der Töchter und der nachgeborenen Söhne, die oftmals Pfründen in geistlichen Instituten, in Klöstern und Stiften erhielten. Gelegentlich tritt Besitzminderung auch durch falsches politisches Verhalten ein, durch die Teilnahme an fehlschlagenden kriegerischen Unternehmungen. Vor allem wird von den Erbteilungen zu handeln sein, die das Schicksal des badischen Hauses – wie anderer fürstlicher Häuser auch – bestimmten.

Doch aus Besitz, zunächst meist verstreut liegenden Einzelgütern, wird Herrschaft, und aus Herrschaft wird Land, und im Land, einem sich in geschlossenen und abgegrenzten Räumen entwickelnden Territorium, entstehen Kräfte, die einer allein vom Fürsten diktierten Teilung widerstrebten. Insbesondere die Stände, man spricht von den Landständen als Vertretern der Untertanen, wehren sich gegen die Teilung, die sie als fürstlichen Willkürakt ansehen, und mit der Unteilbarkeit, dem in einem schwierigen Akt der Interessenabwägung zustande gekommenen Beschluss, das Land nicht mehr aufzuteilen, entsteht das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit von Menschen innerhalb der Landesgrenzen. Es wird im konfessionellen

Zeitalter noch gesteigert durch die gemeinsame Glaubensrichtung. Der Fürst wird zum Landesherrn. Seit dieser Zeit wird die Geschichte seines Hauses zugleich zur Geschichte seines Landes. In Baden ist dieser Vorgang besonders deutlich. Er manifestiert sich in den Forschungen und Darstellungen des gelehrten Straßburger Historikers Johann Daniel Schöpflin, der sich, trotz des Auftrags, den er von Markgraf Karl Friedrich von Baden angenommen hatte, von der herkömmlichen Hofhistoriographie lösen konnte, statt dessen ein beeindruckendes Beispiel unabhängiger Gelehrtenarbeit vorlegte, die sich an den im ausgehenden 18. Jahrhundert immer reicher fließenden Quellen orientierte. Auch sein Auftraggeber, der Markgraf, hat diesen Wandel vollzogen, ja geradezu gefordert, wenn er bemängelte, dass in der bisherigen Historiographie so viel vom Fürstenhaus, so wenig vom Lande Baden die Rede sei. Wie er die Ergebnisse des Schöpflin'schen Werkes für seine eigenen politischen Ziele zu nutzen verstand, davon wird noch ausführlich zu handeln sein⁶.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts, im Zeichen einer neuen, von Kaiser Napoleon bestimmten europäischen Ordnung entstand auch der badische Staat. Die Aufgabe, die Bürger des neuen, künstlich gebildeten Landes mit ihm vertraut zu machen, ein Bewusstsein ihrer Zusammengehörigkeit zu schaffen, sie zu „Badenern“ zu machen fiel unter anderem den Historikern zu, und die Geschichtsschreiber bemühten sich, zu diesem Integrationsprozess beizutragen. So entstanden dann in der Tat im 19. Jahrhundert Gesamtdarstellungen, die „Baden“ zum Thema hatten, das zwischen 1802 und 1815 neu entstandene Land an der Westgrenze der deutschen Bundesstaaten nach dem Ende des Heiligen Römischen Reiches. Joseph Bader hat in seiner „Badischen Geschichte“ von 1834 die Schwierigkeiten beschrieben, die sich ihm stellten, ehe er dann doch den „roten Faden“ gefunden habe: Kein Wunder angesichts eines Landes, das in seinen neuen Grenzen erst seit knapp 20 Jahren bestand⁷. Andere sind ihm gefolgt, und Franz Joseph Mone ist bei seiner „Ur- und Frühgeschichte des badischen Landes“ gar bei der Römer- und Keltenzeit stecken geblieben, die er in den Grenzen des Landes Baden abhandelte. Das Großherzogtum in seinen soeben erst entstandenen staatlichen Grenzen wurde zum Beschreibungsraum, in dem sich „badische Geschichte“ seit der frühesten Zeit abspielte, und so wurde es auch in Zukunft in vielen Geschichtsdarstellungen gehandhabt. Als „klassisches“ Werk dieser Periode kann die „Badische Geschichte“ des Karlsruher Archivdirektors Friedrich von Weech gewertet werden, die er im Jahr 1890 vorlegte, noch ganz im dynastischen Sinne, da er die Dynastie als das kontinuierliche Element der

badischen Geschichte ansehen konnte. In ähnlicher Weise lässt sich dies auch an Heycks „Geschichte der Herzoge von Zähringen“ ableiten, die ein Jahr nach Weech erschien, im gleichen Geiste geschrieben, aber doch eine große historiographische Leistung⁸.

Doch dann kam das Ende der Monarchie, kamen zwei Weltkriege mitsamt einer geradezu revolutionären sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung, die sich kurz zuvor noch nicht absehen ließ. Die Geschichtsschreibung reagierte auf die neue politische Situation. Das badische Haus hatte seine Rolle im Kontext der badischen Geschichte ausgespielt, aber Baden bestand weiter und suchte nach neuen geschichtlichen Bezügen. Bezeichnenderweise unterblieben zunächst die Gesamtdarstellungen zur Geschichte des badischen Landes. Doch die Forschung ging weiter, intensiver als zuvor. Insbesondere als „Verfassungsgeschichte“ suchte sie neue Antworten auf die Frage nach den Formen des Zusammenlebens der Menschen in ihren sozialen Bezügen, nach dem „Staat“ des Mittelalters⁹.

In diesem Zusammenhang rückte der Adel wieder in den Blickpunkt geschichtlicher Darstellung. Nun erhielt auch eine im Längsschnitt betrachtete fürstliche Lebenswelt eine neue Relevanz. Fand sich im Mittelalter die adelige Führungsschicht in den schriftlichen Quellen gut belegt, im Gegensatz zu bürgerlichen oder gar bäuerlichen Gruppen, denen wir uns nur mühsam nähern können, so erwuchs daraus eine neue Form der Adelforschung als eigene geschichtliche Disziplin. Die Fürstengeschichte, wie man sie bisher in Anlehnung an die regierenden Häuser betrieben hatte, wurde zur „Adelsgeschichte als Sozialgeschichte“¹⁰. Als eine Teildisziplin moderner Sozialgeschichte fügte sie sich auch nach dem Zweiten Weltkrieg ein in die Bemühungen der Historiker, unter neuen methodischen Fragestellungen, zu denen sich in jüngster Zeit vor allem die Ergebnisse der Archäologie gesellten, die Welt der Menschen in Politik und Alltag zu erforschen.

Den letzten großen Einschnitt in der geschichtlichen Entwicklung unseres Landes brachte das Kriegsende 1945. Für die „badische Geschichte“ war es verbunden mit dem Ende Badens als staatlicher Einheit – abgesehen von dem Lande 'Süd'Baden, das bis 1952 Bestand hatte, ehe das neue Land Baden-Württemberg gegründet wurde. Gerade unter diesem Vorzeichen entstanden Darstellungen zur Geschichte Badens, eine erste noch im Zeichen der Hoffnung, Baden werde in seinen alten Grenzen wiedererstehen können, weitere danach: Gut geschriebene Werke über „Badische Geschichte“ aus den Jahren 1965 und 1992, jeweils in mehreren Auflagen und von profilierten Schulprofessoren verfasst¹¹. Sie hielten die Erinne-

rung an einen inzwischen Geschichte gewordenen Staat wach, wie es auch im Nachbarstaat geschah. Dort erschien eine von einem Altmeister geschriebene und renommierte „Württembergische Geschichte“ in mehreren Auflagen neu und mit dem Zusatz „im südwestdeutschen Raum“, eine freilich eher verkaufstechnisch begründete Umrüstung einer landesgeschichtlichen Darstellung¹². Der geschichtliche Vergleich der beiden Nachbarstaaten bildet eine besonders reizvolle und historisch ergiebige Möglichkeit, die sich nach der Zusammenlegung der beiden Länder ergeben hat. Denn eine „Geschichte Baden-Württembergs“ wird sich bisher nur für seine jüngste Periode erstellen lassen, für die Zeiten davor allenfalls in jener Handbuchform, die inzwischen vorliegt¹³. Eine vergleichende wissenschaftliche Bearbeitung der mittelalterlichen Herrschaftsentwicklung von Baden und Württemberg entstand in Besigheim, an einem Schnittpunkt der beiden Territorien. Gerade das Nebeneinander von Badischer und Württembergischer Geschichte lässt die Eigenart und die Gemeinsamkeit beider Entwicklungen erkennen. Ein neues Buch über Baden hat von dieser Vielfalt der Betrachtungsweisen auszugehen, der Gebundenheit des Gegenstandes an die Fragen, die Denk- und Darstellungsweisen der eigenen Zeit.

Das Thema „Baden“, das sich dieses Buch gestellt hat, wird damit zum Paradigma. Seine Orientierung an einem Fürstenhaus und seiner tausendjährigen Entwicklung enthält jenen „roten Faden“, von dem schon Joseph Bader gesprochen hat. Man erkennt darin den langen Weg, der zur modernen Staatlichkeit geführt hat, also zu dem Land, das aus dynastischen Anfängen zu einem Verfassungsstaat des 19. Jahrhunderts und schließlich zur Republik geworden ist, deren Ende dann freilich in die schlimmste Periode der deutschen Geschichte einmündete. Doch lässt sich daran die Andersartigkeit mittelalterlicher Staatlichkeit und mittelalterlichen Gesellschaftslebens, das Aufkommen neuer Kräfte in den adeligen und bürgerlichen Führungsschichten bis hin zur Industriegesellschaft der Moderne studieren. So spiegelt „Baden“ die äußere wie die innere Geschichte Deutschlands im Sinne eines Mikrokosmos wider, des größeren Raumes, in den es eingebettet ist.

Die Landschaft und ihre Grenzen in früher Zeit

Betrachtet man das Kartenbild Badens in seinen seit 1815 festliegenden und beinahe 150 Jahre lang gültigen Landesgrenzen, dann wird man schwerlich von einem einheitlichen Raum sprechen können. Ganz im Gegenteil erblickt man ein auf Grund vieler geschichtlicher Zufälle zustande gekommenes Gebilde mit, an seiner Ostgrenze, geradezu grotesken Verzweigungen und Verschlingungen, die jeder vernünftigen Raumplanung Hohn sprachen. Davon wird die Rede sein, wenn von der Neugliederung des deutschen Südwestens in napoleonischer Zeit zu handeln ist. Nur der Rhein als Grenze trägt – so scheint es – einer naturräumlichen Gliederung des Landes Rechnung. Doch der Rhein war keine Grenze. Er bildete die große Verkehrsader des Reiches in Mittelalter und Neuzeit, markierte seine Längsachse auf dem Weg in den Süden. Für die badische Geschichte bildete er, durch die Jahrhunderte hindurch, Orientierungslinie und Kraffeld. Der landschaftliche Kontrast zwischen der Tiefebene des Rheintals und den bis 1500 Meter Höhe aufsteigenden Bergen des Schwarzwaldes bestimmt die Gegensätze in diesem Land und damit auch seine verkehrspolitischen und wirtschaftlichen Probleme bis hin zu den Regulierungsarbeiten des 19. Jahrhunderts. Auch davon wird an entsprechender Stelle ausführlicher zu handeln sein.

Die Geographen wissen mit „Baden“ ohnehin wenig anzufangen. Sie entwarfen naturräumliche Gliederungsschemata gerade der Oberrheinlandschaft, die wiederum bestimmt waren vom Rhein und seinen Auenlandschaften links und rechts des Flusses, begrenzt durch Schwarzwald und Vogesen¹⁴. Rhein und Bodensee prägen das Gesicht des Voralpengebietes im Süden, doch bekanntlich haben am Bodensee fünf neuzeitliche Länder Anteil, so dass auch hier die politischen Grenzen Zusammengehöriges im naturräumlichen Sinne durchtrennen¹⁵. So wurden die Eingriffe des Menschen in den für uns erkennbaren geschichtlichen Perioden maßgeblich für alle staatlichen Ordnungen der neueren Zeit und damit bis heute. Sie zu beschreiben ist Sache des Historikers.

Es geht also im Folgenden um „Grenzen“, um umgrenzte Räume, innerhalb deren Menschen unter den gleichen geographischen und politischen Bedingungen zusammenleben. Die Grenze, gleich ob künstlich gezogen oder an natürlichen Gegebenheiten orientiert, einem Flusslauf oder einem Gebirgskamm, schottet nach außen hin ab, schließt hingegen die innerhalb dieser Grenzen leben-

den Menschen zu einer Gemeinschaft zusammen. Dass der Rhein über lange Zeit hinweg nicht als Grenze anzusehen, daß ihm eher eine Brückenfunktion zuzuschreiben war, wurde schon erwähnt¹⁶.

Die älteste echte und darstellbare Grenze im deutschen Südwesten bildet der römische Limes. Er schnitt sich als schnurgerade, von militärischem Denken diktierte Demarkationslinie durch die zu Beginn unserer Zeitrechnung noch offene Landschaft östlich des Rheins. Mit ihren Wall- und Grabenanlagen, durch Kastelle und Wachttürme gesichert, ist der Limes noch heute in weiten Teilen der Landschaft erkennbar und in seinem gesamten Verlauf erforscht und kartiert¹⁷. Als er von den germanischen Eindringlingen überrannt und von den römischen Militärs aufgegeben, als die Grenze auf die andere Seite des Rheins verlagert wurde, hat man auch die Limesbauten verlassen, ohne daß diese von den neuen Bewohnern beibehalten wurden, denn diese waren weder an der Stadtkultur noch an den Straßen und Verkehrsadern der Römer interessiert, geschweige denn an ihrer Provinzialverwaltung und ihrem Wirtschaftsleben. So blieb – paradoxerweise – das Wissen um diese früheste, weithin sichtbare Grenze zwar bestehen, als „Heidenmauer“ oder als „Teufelsgraben“, ohne jedoch den geringsten Einfluss auf das Verwaltungsleben der Nachfolger des römischen Staats zu besitzen. Der Limes, die „Grenze“ im wörtlichen Sinne, blieb als eine virtuelle Linie im Bewusstsein der Menschen, Denkmodell für Gelehrte und Antikenforscher aller Zeiten¹⁸.

Dies berührt einen merkwürdigen Punkt, auf den bereits im Zusammenhang mit Baden-Baden hinzuweisen war: Die Orientierung mittelalterlicher Adelsfamilien an Orten und Namen römischer Tradition. Wo diese den Versuch unternahmen, die eigene Vorfahrenschaft in möglichst alte Vorzeit zurückzuverfolgen, stießen sie naturgemäß an Grenzen der Überlieferung. Keine schriftliche Quelle erlaubte es, über die durch einen Geschichtsschreiber wie Gregor von Tours bekannten Genealogien der merowingischen Könige hinauszugelangen, so dass der Strom genealogischer Informationen allenfalls bis zu König Chlodwig reichen konnte, wo er endete. Die römischen Schriftsteller aber, so Plutarch oder Livius, deren Werke man kannte, führten in noch ältere Zeit, und jede lateinische Alliteration, jede noch so sehr an den Haaren herbeigezogene Anspielung wies den Weg in eine Vorfahrenschaft, mit der man bis zu Augustus, zu Aeneas und somit zu den Trojanern der homerischen Epen gelangen konnte, also zu den ältesten schriftlichen Zeugnissen der Menschheit. Dort, wo sich römische Inschriften fanden, wo also auch bei uns vornehme Plätze der Antike nachweisbar

waren, ließen sich solche Beziehungen aufbauen, an die man anknüpfen konnte. So haben auch die Staufer etwa in Waiblingen und unweit des römischen Limeskastells Lorch solche Traditionen wahrgenommen und sich darauf bezogen, die Welfen haben ihren Namen mit dem wenn auch nicht gerade positiv besetzten Römernamen Catilina in Verbindung gebracht, und die Franken und in ihrer Nachfolge auch die Habsburger haben in der Tat den Weg zu den Trojanern gefunden. In diesem Sinne wurde der Römerort Baden-Baden für die mittelalterlichen Könige und danach auch für die Markgrafen von Baden mehr als nur ein mit antiken Trümmern übersäter Platz¹⁹. Das Bewusstsein einer Verknüpfung mit der römischen Zeit und ihren Heroen spielte in der Adelswelt des Mittelalters eine bedeutende Rolle und behielt seine Relevanz.

Zurück zu den tatsächlichen Grenzen. Dahinter verbirgt sich ein schwer zu lösendes Problem, wenn es denn ein solches ist. Die germanische Landnahme überdeckte zivile und militärische Organisationen der römischen Provinzialverwaltung, ohne dass sich erkennen lässt, ob die aus dem Norden und Osten einströmenden Völkerschaften in sich geschlossene Gruppen bildeten, die sich, sesshaft geworden, voneinander abgrenzten. Manche Orts- und Bezirksnamen deuten darauf hin, ohne dass man dabei auf fest umrissene Gebiete schließen kann. Die seit dem 8. Jahrhundert schriftlich bezeugten Gaunamen, oftmals mit einem Flussnamen verbunden – Kraich-, Pfingz-, Enz-, Nagoldgau etc., oder solche, die an einem alten Ortsnamen orientiert waren wie der Breisgau-Breisachgau stehen neben anderen Bezeichnungen, die wie die alemannischen Baaren mit einem Personennamen verbunden sind. Doch viele von ihnen wechselten den Namen, die Zuständigkeit und auch die Grenzverläufe, die man sich ohnehin nicht als feste Markierungen vorstellen darf. Andere freilich wie der Breisgau oder die mittelbadische Ortenau haben ihre Geschlossenheit bewahrt und sind als Bezirks- und Landschaftsnamen noch heute geläufig²⁰. Dass die Gaue auch in unserem Raum in karolingischer Zeit, wohl in Folge einer durchgreifenden inneren Gliederung des fränkischen Reichs durch Karl den Großen, mit dem Amtsbereich eines Grafen verbunden waren und einen Verwaltungs- und Gerichtsbezirk bildeten, hält man heute, nach langwierigen und kontroversen Forschungen, wieder für wahrscheinlich, ohne gleich an ein das ganze Hochmittelalter überdauerndes Verwaltungsnetz zu denken²¹. Die Entwicklung ging andere Wege, und gerade am Beispiel der Markgrafen von Baden wird man beobachten können, wie verschiedenartig die Herrschafts- und Amtsbereiche sich gestaltet und verändert haben, ohne auf ältere Landschaftsnamen

und -gliederungen Rücksicht zu nehmen. Mit anderen Worten: An die Landschaft angepasste ältere Verwaltungseinheiten spielten bei der adeligen Herrschaftsbildung des Hoch- und Spätmittelalters nur eine geringe Rolle, und dies gilt auch für natürliche Grenzen wie Flüsse und Gebirgskämme.

Dies führt zu derjenigen Grenze, von der man lange geglaubt hat, sie als feststehende Demarkationslinie exakt bestimmen und noch heute nachvollziehen, sie als Abgrenzung verschiedener Dialekte und sogar verschiedener Mentalitäten feststellen zu können: Die „schwäbisch-fränkische Stammesgrenze“²². Ihr Verlauf lässt sich tatsächlich in groben Zügen (Karte S. 35) festhalten. Sie durchtrennt die späteren Ländergebiete von Baden und Württemberg fast hälftig in ost-westlicher Richtung in einer Linie, die am Rhein nördlich von Baden-Baden ansetzt, der Murg folgend den Nordschwarzwald durchschneidet und den Neckar bei Cannstatt erreicht, von dort aus in östlicher Richtung weiterzieht. Baden-Baden, dies im Vorgriff, Pforzheim und Backnang, die ältesten „badischen Residenzen“, liegen danach im fränkischen, die Limburg und die Teck mit Weilheim im alemannisch-schwäbischen Stammesbereich. Die Präzision, mit der man die Stammesgrenze glaubte festlegen zu können, hängt mit der kirchlichen Gliederung unseres Gebietes zusammen²³. Straßburg, Konstanz und Augsburg, in ihren Diözesangrenzen seit dem 8. Jahrhundert festliegend, sind alemannische Bistümer, wobei man Konstanz, die flächenmäßig größte deutsche Diözese, geradezu als das alemannische Bistum schlechthin ansehen kann. Im Norden grenzen an Konstanz die fränkischen Bistümer Speyer, Worms und Würzburg (Karte S. 211). In den kirchlichen Sprengeln kann man die ältesten in sich geschlossensten Räume des Mittelalters erkennen, und an ihrem Verlauf orientierte man auch die Stammesgrenze. Dabei muss man sich fragen, was zuerst da war: Die kirchliche Gliederung, an deren Verlauf sich dann auch die Stammesgrenze anschloss, oder jene ethnisch-sprachliche Grenze, an der sich fränkische Volksgruppen im Norden, alemannisch-schwäbische im Süden voneinander schieden. Dies freilich ist ein schwer fassbarer Prozess, dessen Erforschung durch Generationen von Historikern, Sprach-, Namen- und Mundartforschern und in jüngerer Zeit auch von Archäologen vorangetrieben wurde, nicht immer in Übereinstimmung miteinander, aber stets davon geleitet, zu erklären, vielleicht sogar zu definieren, was fränkisch, was alemannisch-schwäbisch bedeute. Dadurch, so hoffte man, werde nicht nur die Besiedelungsgeschichte unseres Raumes ersichtlich, sondern man erhalte auch einen Einblick in jene politischen Vorgänge, aus denen man früh-

mittelalterliche Herrschaftsstrukturen erschließen könne. Dabei war man zunächst auf die römischen Schriftsteller und ihre mehr oder weniger zufälligen Berichte über die Zustände im rechtsrheinischen Germanien angewiesen²⁴.

Die Sueven, ein kurz vor der Zeitenwende in Caesars „Kommentaren zum gallischen Krieg“ aufscheinender Volksstamm, sind nur kurze Zeit bezeugt, und man hätte ihnen vielleicht geringere Beachtung geschenkt, tauchte ihr Name nicht viele Jahrhunderte später in der Bezeichnung „Schwaben“ wieder auf, im 10. und 11. Jahrhundert, wo er den Stammesnamen der Alemannen zu verdrängen begann und ihn schließlich ganz ersetzte, ohne dass man einen deutlichen Unterschied zwischen dem Herzogtum Alemannien, dem „*ducatus Alemanniae*“ des 8. und 9. Jahrhunderts, und dem Herzogtum Schwaben der Folgezeit zu erkennen vermochte²⁵. Was also lag näher, als beide Namen, die Sueven und die Alemannen, auch für die Frühzeit gleichzusetzen und so für das Hochmittelalter lediglich einen Namenwechsel zweier identischer Volksgruppen festzustellen, für die man dann den zusammenfassenden Begriff „Stamm“ wählte. Dies, so lässt sich vergrößernd sagen, wurde zur herrschenden Lehre und trug bei zur Identitätsfindung der „Schwaben“.

Sehr viel mehr weiß man über die Alemannen, die bei den spätantiken lateinischen Autoren seit dem 3. Jahrhundert in einer nicht geringen Anzahl von Belegen auftauchen. Ihr Name deutet eigentlich nicht auf eine geschlossene und ethnisch einheitliche Volksgruppe, sondern eher auf ein Konglomerat von Kriegerscharen verschiedenster Herkunft, die in das von den Römern verlassene Siedlungsgebiet rechts des Rheins eindrangen und sich dort niederließen. Die Sueven, so denkt man heute, mögen darin aufgegangen sein, ohne dass man Alemannen und Sueven von vornherein gleichsetzen möchte²⁶. Dann freilich, im 5. und 6. Jahrhundert, kam es zu einer Auseinandersetzung mit den aus dem linksrheinischen Raum expandierenden Franken, vor denen die Alemannen immer mehr nach Süden abgedrängt wurden. Die auf einer höheren Zivilisationsstufe stehenden, an römischem Verwaltungsdenken und Rechtsleben orientierten, seit der Taufe ihres Königs Chlodwig christlichen Franken stießen in ihren südlichen Außenbezirken auf Alemannen und Bayern, die sich dort als eigene, von Königen regierte Sondergewalten zu behaupten versuchten. Sie gerieten jedoch immer stärker in den Sog der Franken, und diese setzten ihrem Streben nach Unabhängigkeit enge Grenzen. Insbesondere die fränkischen Führungsschichten vermochten bei den Alemannen Fuß zu fassen, so dass im Verlaufe des 8. Jahrhunderts der letzte Widerstand der Alemannen

gebrochen wurde. Lange Zeit glaubte man, dies mit einem fränkischen Gewaltakt verbinden zu können, dem so genannten „Blutbad von Cannstatt“ im Jahr 741, das jedoch nicht sicher bezeugt ist. Damals hätten sie ihre eigene Stammeselite verloren und seien wenig später, in frühkarolingischer Zeit, in das großfränkische Reich einbezogen wurden. In der Tat nahmen sie seine Organisationsformen an und damit auch die kirchlichen Einrichtungen einer christlichen Gesellschaft mit ihren Bistümern und Klöstern. Diese wurden, wie im fränkischen Bereich auch, zu Großgrundbesitzern –, man denke nur an die reichen alemannischen Klöster St. Gallen und Reichenau. Eigene Könige oder Herzöge gab es seit dieser Zeit in Alemannien nicht mehr, und auch vom alemannischen Dukatum, einem Herzogtum der Alemannen zu sprechen lassen die Quellen nicht zu.

Diese Vorgänge, die hier in sehr verkürzter Form wiedergegeben wurden, stehen offenbar in Verbindung mit der Bistumsgliederung im gesamten Oberrheingebiet und damit auch, wenn nicht alles täuscht, mit der Abgrenzung eines alemannischen Rechtsgebietes von jenem der Franken. Beides mag in den ersten Jahrzehnten des 8. Jahrhunderts geschehen sein, einer Zeit des stillen und offenbar ohne große Kriege verlaufenden Auflösungsprozesses in Alemannien. Es ist sicher kein Zufall, dass die großen rheinischen Bistümer von Basel über Straßburg, Speyer, Worms bis Mainz, deren Kathedralen westlich des Flusses gelegen waren, mit ihren Diözesen auch das rechtsrheinische Gebiet überdeckten, und zur selben Zeit drangen auch die großen fränkischen Klöster wie Saint Denis oder St. Martin in Tours aus dem Innern Galliens, drangen die elsässischen Klöster wie Murbach oder, weiter nördlich, Weissenburg in das rechtsrheinische Gebiet vor, wo dann unter dem Einfluss des Königs und des fränkischen Adels weitere Klöster entstanden. Auch diese „stille Infiltration“ des Landes durch fränkische Einrichtungen ist, wie es scheint, eher kampflos verlaufen, es sei denn, dass man das von legendären Zügen begleitete Zeugnis aus dem Jahr 741 im Sinne einer gewaltsamen Niederwerfung der Alemannen dramatisieren möchte. Doch diese Vorgänge beendeten die Periode alemannischer Eigenständigkeit.

In diesem Zusammenhang wird man, parallel zur kirchlichen Gliederung des Landes, auch jene sehr vage Grenzziehung zu betrachten haben, die einen alemannischen Raum festlegte, in dem unter fränkischer Suprematie Reste alemannischer Eigenständigkeit zugestanden wurden, die Gültigkeit eines Volksrechtes der Alemannen, vielleicht auch ein alemannisches Heeresaufgebot, freilich unter Leitung fränkischer Großer. Doch das Bewusstsein dieser Grenze

blieb bestehen, auch wenn sie sich, fast möchte man sagen, nur als virtuelle Markierung erhielt. Wie und wann es zu einer Ausprägung mundartlicher Eigenheiten auf beiden Seiten kam und wie sich dies auf das Bewusstsein der Menschen auswirkte, ist schwer zu sagen. Und doch lassen sie sich heute noch fast von Dorf zu Dorf feststellen, wie überall dort, wo eine sichtbare oder unsichtbare Grenze die Heirat der Dorfbewohner über diese Grenze hinweg verhinderte²⁷. Auf zwei Dinge kommt es hier an: Die „Stammesgrenze“ blieb völlig unwirksam für die Politik des Königs wie für die Herrschaftsbildung des Adels in der darauf folgenden Zeit. Bereits die fränkischen Großen nahmen bei ihrer Besitzpolitik keine Notiz davon, ob ihre Güter auf fränkischem oder auf alemannischem Gebiet lagen, und auch für die kirchlichen Großgrundbesitzer gab es in diesem Sinne keine Grenzen. Dies muss auch nicht weiter belegt werden: Es genügt, etwa die Besitzkarte Kloster Hirsau in der Periode seiner größten Bedeutung als Reformkloster zu betrachten²⁸.

Indessen haben die ottonischen und salischen Könige das Herzogtum wieder zum Leben erweckt. 924 erscheint ein Herzog unter dem Titel *dux Alamannorum*, also „Herzog der Alemannen“, doch wenig später, in einer Herzogsurkunde von 947, nennt er sich *dux Suevorum*, „Herzog der Schwaben“, und danach auch *dux Sueviae*, „Herzog von Schwaben“²⁹. Der Name „Herzogtum Schwaben“ wird von da an zur festen Größe und ist tatsächlich orientiert an den anfangs charakterisierten alten Stammesgrenzen. Doch die Herzöge, die seit dieser Zeit vom König eingesetzt wurden, waren keine Schwaben, sondern, wie Liudolf, der Sohn König Ottos I., Sachsen, waren Bayern oder Franken, meist nahe Verwandte des jeweiligen Königshauses. Und wenn sie im Krieg den Heerbann der Schwaben anführten, dann in der Regel als „Landfremde“. Zwar begegnen die Herzöge von Schwaben uns im folgenden oftmals als Amtsträger, jedoch der Alemannenbegriff, der gelegentlich, an Stelle des Schwabenbegriffes, noch vorkommt, enthält wenig mehr als eine vage Traditionsvorstellung aus früherer Zeit. Man kennt keine Alemannensagen, auf die man sich beziehen konnte, um das vermeintlich uralte Herkommen mythisch zu überhöhen, und so hängt der neue Begriff „Schwaben“, so wie er sich im 10. Jahrhundert herausbildete, eigentlich in der Luft.

Der Herzog von Schwaben war einer der fünf deutschen „Stammesherzöge“, die im Krieg den Heerbann anführten und bei der Wahl des deutschen Königs an der Spitze der Wähler standen. Aber seine Funktion ist schwer zu definieren, denn nur wenige Beispiele belegen, dass man zu einem von ihm einberufenen schwäbi-

schen Provinziallandtag an einer der dafür vorgesehenen Malstätten zusammengetreten ist, in Rottenacker bei Ehingen, in Rottweil oder in Ulm. Mit zunehmender „Verherrschaftlichung“ des Adels wurde zudem der Zuständigkeitsbereich des Herzogs ausgehöhlt, bis schließlich der Herzogstitel allein übrig blieb, ein Kennzeichen fürstlicher Macht aus alter, aber schwer bestimmbarer Tradition, ein Kennzeichen großer Königsnähe und sogar königsgleicher Würde. So hat auch der letzte Zähringer, Herzog Berthold V., diese Würde als reinen Titel geführt. Doch als er 1198 gedrängt wurde, nach der Königskrone zu greifen, hat er diese dann doch zurückgewiesen, weil er seinen reichen Besitz, verbunden mit dem Herzogstitel, höher einschätzte als jenen eines Königs, der sich nicht sicher sein konnte, ob er Anerkennung finden würde.

Was bedeutet das alles für unser Raum- und Grenzproblem? Die adeligen Herren des Landes, das im Schnittbereich von Schwaben und Franken lag, das aber noch nicht „Baden“ war, kannten Grenzen, kleinere und größere. Denn auch das Mittelalter, mit dessen „Staatlichkeit“ man sich so schwer tut, denkt in abgegrenzten Verwaltungs- und Gerichtsbezirken, in Gutsherrschaften mit klar geregelten Funktionen und Herrschaftsträgern. Es gibt das Dorf mit seiner durch Hecken und Zäune abgeteilten Hof-, Dorf- und Gemarkungsgrenze. Man kennt den Gau – lateinisch *pagus* – als Gerichtsbezirk, der oftmals als Name bestehen blieb, auch als die Gerichtsrechte an einen adeligen Grundherrn übergegangen waren, der keinen Amtsbezirk im traditionellen Sinne mehr kannte. Man kennt die hierarchisch gegliederten kirchlichen Bezirke von der Pfarrei über die Dekanats- und Archidiakonatssprengel bis zur bischöflichen Diözese, Organisationen, die bis zur Reformation 800 Jahre lang, danach in den katholischen Gebieten weitere 250 Jahre lang bestanden haben, ehe sie in den Staaten der Neuzeit den Konfessionen entsprechend umgeformt wurden. Und schließlich lernten wir die Begriffe Alemannien und Schwaben kennen, die, bei vielfachem Wandel, an Raumvorstellungen festhielten, die, bedeutungslos und doch im Bewusstsein verankert, das Hochmittelalter überdauerten, manche bis heute: Schwaben in Gebietsnamen wie „Oberschwaben“ oder „Bayerisch Schwaben“, Alemannien im Südwesten Deutschlands, wo Johann Peter Hebel den Namen in seiner Heimat wieder erstehen ließ. Dass Alemannien im französischen Sprachgebrauch für ganz Deutschland, dass die „Suevi“ in Italien, die „Schwaben“ in der Schweiz Deutschland insgesamt bezeichnen, zeigt nur die Wandlungsfähigkeit zweier im Laufe der Jahrhunderte tradierten, aber immer wieder mit neuen Inhalten gefüllten Begriffe.

Überall dort, wo wir sie verwenden, werden wir uns Rechenschaft geben müssen, was man darunter verstand.

Dies kennzeichnet für das Hoch- und Spätmittelalter ein Bild mit merkwürdigen Gegensätzen. Die Könige und Kaiser kannten keine Residenz im späteren Sinne. Ihre Regierung bestand in einer Reisherrschaft. Sie ist ein Teil mittelalterlichen Lebens und sieht die Könige und ihren Hof in ständiger Bewegung, zwischen Italien und der Nordsee von Pfalz zu Pfalz ziehend, gelegentlich in Königshöfen und Klöstern Halt machend, mehrere tausend Kilometer im Jahr zurücklegend. So blieb es bis zum Ende der Stauferzeit und auch noch danach³⁰. Für die Könige scheint es keine Grenzen zu geben, sondern allenfalls natürliche Hindernisse, Flussübergänge und Bergpässe, die das Reisetempo bestimmten, und auch die Sprachgrenzen, die man überschritt, spielten keine allzu große Rolle: Das Latein als Schrift-, Kirchen- und Diplomaten-sprache überbrückte vielerlei Verständigungsschwierigkeiten. Diese zumindest scheinbare „Grenzenlosigkeit“ teilten die fürstlichen und adeligen Begleiter des Königs. Sie konnten in den verschiedensten Teilen des Reiches ihre Besitzungen, Königslehen, also vom König verliehenes Gut, und Eigenbesitz innehaben und trieben auf dieser Basis ihre eigene Interessenpolitik, erwarben Besitz hinzu, bekleideten Ämter, die ihrer hohen Stellung in der Nähe des Königs und seines Hofes entsprachen. Doch der Hof war, wie wir sahen, nicht ortsgebunden. Allenfalls gab es Lieblingsorte, wo der König seine Feste feierte, solche an denen die königlichen Kinder erzogen wurden, wo ein Kloster, eine Bischofskirche sich zur königlichen Grablege entwickelten und wo seine Memoria gepflegt wurde, sein Gedenken über seinen Tod hinaus.

Dieses Überschreiten räumlicher Grenzen erfährt eine Gegenbewegung, die sich zuerst beim Adel bemerkbar machte, während der König sie nur zögernd am Ausgang des Mittelalters nachvollzogen hat: Die zunehmende Konzentration von Besitz und Rechten um ein Herrschaftszentrum. Zunächst war es ein besonders wichtiger und reicher Güterkomplex, um den sich ein Arrondierungsprozess entwickelte, geschützt durch eine befestigte Anlage, eine Burg, die sich, wenn es das Gelände erlaubte, auf einem Berg erhob als Zeichen des Hervorgehobenseins, der Macht. Dort entstand in einem Hauskloster die Grablege der Gründerfamilie, von dort aus bildeten sich Hausinteressen, die in Fehden und Bündnissen verteidigt wurden. Die Städtegründungen des 13. Jahrhunderts erweiterten den Machtbereich einer fürstlichen oder adeligen Herrschaft um ein oder mehrere Wirtschaftszentren. An einem bevorzugten Platz bildete

sich eine Residenz, eine Zusammenführung also von Hof, Verwaltung und Wirtschaft an einem Ort, so wie wir dies bei den Markgrafen von Baden in Baden-Baden, Pforzheim und später in Durlach sehen werden³¹. Damit fand der Prozess der „Territorialisierung“ seinen Abschluss. Die unzähligen weltlichen und geistlichen Herrschaften, von denen viele bis zum Ende des Alten Reiches (1802) überdauerten, während andere sich auflösten oder verwandelten, kennzeichnen das politische Leben in einem von vielfältigen Kräften bestimmten Nebeneinander reichsunmittelbarer Landesherrschaften. Dies wird das übergeordnete Thema der folgenden Darstellung sein.

In dieser Vielfalt vollzog sich das geistige, soziale und wirtschaftliche Leben der „Untertanen“, die erst allmählich in Positionen eigener Verantwortung und Selbstbestimmung hineinwuchsen und sie sich in Auseinandersetzung mit ihrer Herrschaft erkämpften. Diese Prozesse zu beobachten ist unser Anliegen. Der sich gemäß diesen Entwicklungslinien wandelnde und in immer neue Beziehungsfelder eintretende Raum „Baden“ bildet den Orientierungsrahmen, in dem wir uns zu bewegen haben, andere haben wir soeben kennen gelernt. Dies im Kartenbild auszudrücken, ist zunächst noch problematisch, denn jede aus heutiger Sicht und in moderner Zeit entworfene Karte tut sich schwer, die Überlappungen und Überschneidungen miteinander konkurrierender Rechtsbereiche und Besitzverhältnisse wiederzugeben, die es zu schildern gilt. Das Mittelalter selbst kennt keine Karten in diesem Sinne. Erst im 16. Jahrhundert werden wir ihnen begegnen und sie als Abbild der Landschaft, schließlich sogar eines vermessungstechnisch exakt erfassten Raumes in Anspruch nehmen können³².

Zähringen und Baden.

Aus gemeinsamen Anfängen zu getrennten Wegen

1. Die Erforschung des Hauses Baden als Zähringergeschichte

„Zähringen“ ist ein am Westrand des Schwarzwaldes, 5 km nördlich von Freiburg gelegenes Dorf. Sein Name deutet auf eine frühe Siedlung aus alemannischer Zeit, doch schriftliche Belege für das Dorf gibt es in der Frühzeit nicht. Erst in der Wildbannurkunde König Heinrichs II. von 1008, die er für den Bischof von Basel ausstellen

ließ, taucht, neben anderen Orten, auch Zähringen auf³³. 100 Jahre später erscheint dann der Ortsname im Zusammenhang mit der Herzogsfamilie, deren Mitglieder sich von da an, urkundlich erstmals im Jahr 1102, immer wieder als „Herzoge von Zähringen“ bezeichneten³⁴. Sie verbanden ihren Herzogstitel also nicht mit einem Amt und der Herzogsherrschaft, sondern vielmehr mit dem Namen des Ortes, bei dem sie eine Burg errichten ließen, hoch über dem Dorf gelegen, mit weitem Blick in die Rheinebene. Die Burg erhielt denselben Namen wie das alte Dorf. So hatten wir dies ja bereits bei „Baden“ festgestellt, wo, genau zur gleichen Zeit, die Burg über der alten römischen Siedlung erbaut wurde. Nach Zähringen nannte sich neben der Fürstenfamilie zu Beginn des 12. Jahrhunderts eine auf der Burg wohnende Ministerialenfamilie der Zähringerherzöge.

Die Herzöge von Zähringen sind im Jahr 1218 mit Herzog Berthold V. im Mannesstamm ausgestorben. Ihr Herrschaftsgebiet, ihr riesiger Besitz wurde zerschlagen, mehrere fürstliche Familien des Hochmittelalters gehörten zu ihren Erben: Die Grafen und späteren Fürsten von Fürstenberg, die Grafen von Habsburg, die zum Königsgeschlecht werden sollten, die Markgrafen von Baden. Um sie geht es im Folgenden. Doch das Wissen um die Zähringer selbst erlosch im Laufe der Zeit, verschwand im geheimnisvollen Dunkel sagenhafter Erzählungen und Traditionen. Lediglich im Kloster St. Peter blieb die Erinnerung lebendig, denn dort lagen die alten Zähringerherzöge begraben, und im barocken Neubau standen ihre überlebensgroßen Statuen im Schiff der Klosterkirche. Dort pflegte man das liturgische Gedenken an die Gründer, und auch in der Freiburger Stadtkirche, dem Münster, erhielt sich ein Grabmal, das man auf Herzog Berthold V. bezog, den Letzten seines Hauses³⁵.

Dass die Zähringer allmählich in Vergessenheit gerieten, ist nicht ungewöhnlich, auch nicht bei einer fürstlichen Familie des 12. und 13. Jahrhunderts, die zu den führenden Familien des Reichs gehört hatte und in Schwaben in der Trias der „Staufer, Welfen und Zähringer“ für mehr als ein Jahrhundert und in einer Umbruchzeit die Schicksale des Landes bestimmte³⁶. Über die Höhepunkte dieses dramatischen Kampfes um die Vorherrschaft im Reich wird noch zu berichten sein. Auch die Staufer, nach denen dieses Jahrhundert benannt ist, teilten ja das Schicksal des Vergessenwerdens, als die Kinder Kaiser Friedrichs II. und zuletzt sein Enkel König Konradin in Italien ihr Ende fanden. Als glücklose, von der Kirche und zahllosen politischen Gegnern verfolgte Dynastie besaßen auch sie keine direkten Erben, die ihr Gedächtnis pflegten. Das Haus Habsburg, das mit König Rudolf auf die Staufer folgte, knüpfte nicht an sie an und

suchte sich neue genealogische Formen seines adeligen Bewusstseins. Doch bei ihren intensiven Bemühungen, ihre erlauchte Vorfahrenschaft zu entdecken, stießen die Habsburger auch auf die Zähringer³⁷. Oder vielleicht sollte man eher auf die Gebiets- und Rechtsansprüche hinweisen, die man aus solchen wenn auch uralten verwandtschaftlichen Zusammenhängen ableiten konnte? Die findigen Hausgenealogen nutzten jede Gelegenheit, in den Daten der Geschichte nach Begründungen zu fischen, die ihren fürstlichen Auftraggebern von Nutzen waren. Die Zähringer, über die man eigentlich so wenig wusste, boten den Habsburgern, je länger man nach ihnen forschte, vielerlei Anknüpfungspunkte.

Im 18. Jahrhundert ist auch den Markgrafen von Baden, ist Karl Friedrich von Baden-Durlach mit einer genealogischen Entdeckung ein wertvoller, ja unschätzbare Fund gelungen. Markgraf Karl Friedrich hatte den berühmten Straßburger Gelehrten Johann Daniel Schöpflin damit beauftragt, die Geschichte seines badischen Hauses und seines Landes zu erforschen, und dieser dankte das in ihn gesetzte Vertrauen mit einer Fülle neuer Ergebnisse³⁸. Ihm ist die Wiederentdeckung der Herzöge von Zähringen zuzuschreiben. Schöpflin, ein aus Sulzburg im Breisgau stammender Universalgelehrter, der in Straßburg zu einem der bedeutendsten Geschichtsforscher seiner Zeit wurde, war es gelungen, sich aus den Bindungen an eine fürstliche Hausgeschichtsschreibung zu lösen. Doch seiner Heimat, der Markgrafschaft Baden-Durlach, zu der Sulzburg gehörte, blieb er verbunden, und so hat er schließlich auch den Auftrag des Markgrafen Karl Friedrich angenommen, ein Werk zu erarbeiten, das nach dem Willen seines Auftraggebers zur „Landesgeschichte“ werden, also die Verbindung von Dynastie und Land zum Ausdruck bringen sollte. Natürlich knüpfte auch Schöpflin zunächst an die ihm bekannte Hausgeschichtsschreibung an, und dies bedeutete für Baden nichts anderes als eine Übernahme der weit verbreiteten habsburgischen Genealogien. Denn auch in Baden war man stolz darauf, mit der kaiserlichen Familie der Habsburger gleichen Ursprungs zu sein, und so stellte man dies auch in den Stammtafeln des badischen Hauses dar, die bis dahin zur Verfügung standen. Doch Schöpflin, ein leidenschaftlicher Erforscher der Quellen und insbesondere der alten Urkunden, ging weiter. Sein Auftrag eröffnete ihm, und dies wird auch der Grund gewesen sein, weshalb der Straßburger Professor dem Ansinnen eines Fürsten folgte, den Zugang zu zahlreichen Archiven. Dasjenige des Durlacher Markgrafen lag damals größtenteils in Basel, aber auch einige Klosterarchive, so jenes der Benediktinerabtei St. Peter, öffneten dem Gelehrten ihre Türen.

In St. Peter wurde Schöpflin fündig. Der „Rotulus Sanpetrinus“, eine im Kloster verwahrte Pergamentrolle enthielt die ältesten Aufzeichnungen über Schenkungen an St. Peter, über seine Stifter und Wohltäter. Diese Überlieferung war bis dahin im Klosterarchiv streng gehütet worden und war nur den Klostergelehrten zugänglich, brachte nun aber dem Straßburger Forscher reiche Erkenntnisse. Sie bestanden in der Wiedergewinnung der Unterlagen über die Herzöge von Zähringen, und im Zusammenhang damit enthielten sie den Beweis, dass die ältesten Markgrafen von Baden „Zähringer“ gewesen waren und von Herzog Berthold I. „von Zähringen“ abstammten.

Diese Erkenntnis war für die Geschichtsschreiber des badischen Hauses völlig neu. Hatte man sich bisher an die habsburgischen Haustraditionen angeschlossen, so ließ sich danach eine Stammtafel aufbauen, die bis in das 7. Jahrhundert zurückreichte und die einen sagenhaften Stammvater der Häuser Habsburg, Lothringen und Baden im Umkreis des merowingischen Königshauses nachzuweisen versuchte. Damit war der Vornehmheit der Badener Genüge getan, denn ihre königliche Vorfahrenschaft brachte sie in Verbindung mit der politischen Welt Habsburg-Österreichs. Doch Schöpflin bot mehr. Statt vager Bewusstseinsstränge und unbelegter Phantasieprodukte konnte er methodisch exakt erarbeitete Genealogien mit den Mitteln moderner Wissenschaft vorlegen, was dem Trend seiner aufgeklärten Zeit entsprach und auch seinem Auftraggeber nahe kam, dem wissenschaftliches Denken nicht fremd war.

Schöpflins Ergebnisse, in einem siebenbändigen Werk einschließlich Dokumentenanhang niedergelegt³⁹, boten dem Markgrafen ein wahres Arsenal von Argumenten. Das von der Auflösung bedrohte Kloster St. Peter, das ehemalige Hauskloster der Zähringer, kam Karl Friedrich von Baden, dem protestantischen Fürsten, auf devoteste Weise entgegen und händigte ihm die klostereigene Überlieferung einschließlich des Rotulus Sanpetrinus aus, ohne dazu gezwungen gewesen zu sein. Die Badener als Erben der Zähringer stellten für den letzten Abt, Ignaz Speckle, so etwas wie die neuen Schutzpatrone seines Klosters dar, die ihm, mehr als Österreich, dem er unterstand, Hilfestellung im Kampf gegen die drohende Säkularisation bieten konnten – eine Karte, die dann freilich, als es dazu kam, nicht stach. Doch für Karl Friedrich ging es um mehr. Mit Hilfe der neu entdeckten Familiengeschichte konnte er hoffen, in den vorderösterreichischen Breisgau einzudringen, um seine dortigen Besitzungen um Emmendingen und am Kaiserstuhl zu arrondieren. Der längst Geschichte gewordene Titel eines „Landgrafen im Breisgau“,

den die alten Markgrafen von Baden als Erben der Zähringer geführt hatten, ließ sich im Sinne einer offensiven Besitzpolitik aktivieren. Und auch der Herzogstitel der Zähringer wog mehr als jener eines Markgrafen und wurde ins Feld geführt, unter anderem, um mit dem benachbarten Herzog von Württemberg gleichziehen zu können.

Nach 1802 gelang es Karl Friedrich, zunächst zum Kurfürsten und dann zum Großherzog erhoben, das gesamte vorderösterreichische Gebiet mit Freiburg, damit auch die inzwischen aufgehobene Abtei St. Peter seinem neuen Staat einzuverleiben. Den Titel eines „Herzogs von Zähringen“ fügte der badische Großherzog seinem Namen bei und verlieh seiner neuen Würde Ausdruck durch die Stiftung des Ordens vom „Zähringer Löwen“ und der noch höheren Stufe des Ordens „Herzog Bertholds I.“. Ein in den Sammlungen der Markgrafen aufgefundener türkischer Streitkolben wurde kurzerhand zum „burgundischen Rektoratstab der alten Zähringer“ proklamiert und als Zepter den großherzoglichen Kroninsignien einverleibt. Etwas Schwierigkeiten besaß man allenfalls mit der unscheinbaren „Stammburg“ der Zähringer oberhalb des gleichnamigen Dorfes, wo sich lediglich ein einfacher Rundturm auf nicht allzu großem Areal erhalten hatte, eine Anlage, die sich schwer mit dem Glanz des zähringischen Hauses in Verbindung bringen ließ. Doch auch ihr Bild fügte man in die badische Haustradition ein. Auf dem Titelblatt des Schöpflin'schen Werkes befindet sich ein Kupferstich mit einer auf den ersten Blick merkwürdig anmutenden Darstellung. Sie zeigt oben die als Ruine dargestellte Burg Zähringen, darunter die ausladende Flügelanlage des Karlsruher Residenzschlosses der Badener und in einem dritten Feld den Markgrafen selbst, so wie er sich um 1760 darzustellen wünschte, in seinem Studierzimmer sitzend, von Globus, Karten und Dokumenten umgeben und mit dem Zirkel und anderen Zeichen- und Messinstrumenten sein Land der Zukunft entwerfend.

Das „Haus Zähringen“ war geboren, und die Geschichtsschreiber des neuen Baden widmeten sich von nun an der Darstellung der Herzöge von Zähringen als badischer Familiengeschichte. Sie wurde von Eduard Heyck im Jahr 1891 zusammengefasst und auf eine tragfähige wissenschaftliche Basis gestellt. Dass dieses Werk nicht zur reinen Hausgeschichte verflachte, war nicht nur dem exzellenten Forscher Heyck zu verdanken, sondern auch der 1883 von Großherzog Friedrich von Baden ins Leben gerufenen „Badischen Historischen Kommission“, die ihre Arbeit ausdrücklich – und dies entsprach auch dem Wunsch des Landesherrn – als „Landesgeschichte“ und nicht als Dynastiegeschichte auffasste und ihr Forschungs-

programm entsprechend einrichtete. Die Entdeckung des Hauses Zähringen wurde zwar instrumentalisiert, um die Integration des neuen Landes Baden zu betreiben, aber sie war mit ernster wissenschaftlicher Arbeit verbunden und richtete das Augenmerk auf Land und Staat und nicht auf das Fürstenhaus.

Nach dem Ende der Monarchie blieben die Zähringer ein attraktives Thema für die Geschichtswissenschaft, mehr noch als die Geschichte des nicht mehr regierenden Hauses Baden, und insbesondere an der Universität Freiburg, in der „Zähringerstadt“ mit dem Denkmal Herzog Bertholds, ging die Forschung weiter. Berühmtheit erlangte die Freiburger Rektoratsrede Theodor Mayers über den „Staat der Herzoge von Zähringen“⁴⁰. In ihr entwarf der damals in Freiburg forschende Gelehrte das Bild eines mittelalterlichen „Staates“, einer von den Zähringerherzögen in ihrem riesigen Besitzgebiet verwirklichten flächenstaatlichen Herrschaft, die, so meinte Mayer, vieles vorweggenommen habe, was sich anderswo erst langsam zur modernen Staatlichkeit entwickeln sollte. Das Aussterben der Zähringer und die Zerschlagung ihres Territoriums habe diesen Verstaatlichungsprozess verhindert.

Auch wenn dieses kühne Konstrukt einer groß angelegten zähringischen Herrschaftsidee nicht unwidersprochen geblieben ist, so hat es doch den Gang der Forschung ungemein belebt. Vor allem die Stadt Freiburg, die zähringische Gründung aus dem Jahr 1120, wurde im Rahmen der allgemeinen Stadtgeschichtsforschung zu einem Zentralthema⁴¹. Vor allem aber war es Karl Schmid, auch er Freiburger Lehrstuhlinhaber, der seine tief greifenden Forschungen zur Adels- und Gesellschaftsgeschichte des Hochmittelalters in eine zusammenfassende Darstellung der Zähringergeschichte hinein führte. Dies fand in dem dreibändigen Zähringerkatalog einer Freiburger Ausstellung von 1986 seinen Ausdruck⁴². Doch Schmid ging einen Schritt weiter und beendete die Zähringergeschichte mit einer Paralleluntersuchung. Sie galt den Markgrafen von Baden als den Verwandten der Zähringer, besser gesagt, jenem Adelshaus, das mit ihnen gleichen Ursprungs war, ehe sich die Wege in zwei verschiedene Richtungen trennten⁴³. Damit ist der Punkt erreicht, wo die Erforschung der Zähringer und jene der Frühgeschichte der Markgrafen von Baden, nun nicht mehr unter dynastischen Gesichtspunkten, sondern als moderne wissenschaftliche Problematik ineinander greifen. Dies führt, auch am Anfang einer badischen Geschichte, in die Adelswelt des Hochmittelalters.

2. Die Vorfahren des Hauses Baden-Zähringen

Die Versuche, die Vorfahrenschaft der Zähringer mit Hilfe der im 19. Jahrhundert schon weit entwickelten genealogischen Methoden zu erforschen und in möglichst frühe Zeit zu verfolgen, waren zwar erfolgreich, soweit man die ältesten „Zähringer“ im Umkreis der alemannischen Herzogsfamilie des 8. Jahrhunderts glaubte festhalten zu können, wo der Name „Berthold“, der „Leitname der Zähringer, belegt ist. Doch exakte genealogische Ableitungen gelangen dann doch nicht. Auch Eduard Heyck hat in dem knappen Einleitungskapitel seines Buches und in einem genealogischen Anhang, mit einer gewissen Unlust, wie er selbst bekennt, die Anfänge der Zähringer thematisiert, ohne dass er den ihm bekannten Quellen völlig sichere Aussagen abgewinnen konnte: So unterließ er es, die ihm bewussten Lücken mit kühnen Spekulationen zu schließen⁴⁴.

Doch gerade am Beispiel der Zähringer stellte sich die Frage nach den historischen Kontinuitäten in besonderem Maße, und so ist es kein Zufall, dass die Forschung sich weiterhin dafür interessierte, auch als die Monarchie erloschen war, als sich das großherzogliche Haus, nun wieder unter dem Markgrafentitel, in seine Schlösser in Baden-Baden und Salem zurückgezogen hatte. Doch Adelforschung wurde – hier ist bereits Gesagtes zu wiederholen – unter alter und auch neuer wissenschaftlicher Fragestellung weiter betrieben als Landesgeschichte, als Sozialgeschichte. In diesem Zusammenhang erhielt die Frage nach den Vorfahren der Zähringer eine neue Dimension. Schien es undenkbar, dass die Zähringer, die seit der Mitte des 11. Jahrhunderts als Herzöge von Kärnten, als Kontrahenten der Staufer, zeitweilig auch als Herzöge von Schwaben zu den führenden Familien des Reiches gehörten, gleichsam aus dem Nichts hervorgegangen waren, so genügten wenige Belege, um die Linien auszuzeichnen, die zum alemannischen Adel der Karolingerzeit führten. Zahlreiche Arbeiten der modernen Forschung haben versucht, dieses Beziehungsgeflecht der großen Adelsfamilien des 8. bis 11. Jahrhunderts aufzudecken und mit Hilfe genealogischer Methoden zu lösen⁴⁵.

Die Schwierigkeit, die sich dabei stellte, liegt an einem Phänomen, das uns in allen folgenden Darlegungen beschäftigen wird: dem Problem der Personennamen. Solange die Menschen, gleichgültig ob Adelige oder Hörige, nur einen Namen besaßen, unter dem sie in den schriftlichen Quellen genannt sind, war dieser gebunden an Namenstraditionen innerhalb einer Familie. Dort wurden diese Namen von Generation zu Generation weitergegeben, an die Söhne vererbt, die sich mit Hilfe solcher „Leitnamen“ genealogisch bestimm-